

# DIE FACKEL

Nr 46

WIEN, ANFANG JULI 1900

II. JAHR

## FEUERLÄRM

Wer es etwa bedauern mag, daß die Wiener Theater schon geschlossen sind, wird sicherlich reiche Entschädigung in den immer geöffneten Theaterrubriken unserer Zeitungen finden. Ich will gar nicht davon sprechen, daß wir jedesmal, wenn der Sommer ins Land kommt, verlässliche Auskunft über die Reisepläne der Frau Kopaczi und die Mitteilung erhalten, daß Herr Natzler nunmehr definitiv das Ampezzotal für seine Radtour in Aussicht genommen hat. Der Teil der Sommerarbeit unserer Theaterreporter tritt heuer ohnedies weniger in Erscheinung. Es ist noch vom Winter, von der Zeit der Bälle her mancher Groll nicht verwunden, und da die Meldung, »ein« Hofschauspieler habe sich zur Erholung nach Fanö, »ein anderer« Hofschauspieler nach Sulden begeben, auf allgemeine Heiterkeit stoßen würde, haben die Blätter sich freiwillig einige Zurückhaltung auferlegt. Aber es gibt noch Nachrichten, die uns auch am heißesten Tage in die verödete Bühnensphäre zu bannen vermögen. Und solche Nachrichten durchziehen seit mehr als vier Wochen die unterschiedlichen Theaterrubriken.

Es handelt sich um eine Komödie, über die noch nach Schluß der Saison referiert werden mußte. Die Theater sind geschlossen, aber die *Theaterlandeskommission* hatte zu spielen begonnen, und da ihr Spiel — mit der Sicherheit des Publikums, mit der Existenz von Bühnenleuten — einen vollen Monat währte, so gab's alle Hände voll zu tun. Wenn ich von Händen spreche, so will ich sagen, daß die Theaterjournalisten mit Erregung, mit der bei »großen« Premieren der Saison gehandhabt, ihres Amtes walteten. In solcher Gemütsverfassung vergaßen sie freilich, die Leser über Tendenz und Wesen der aufgeführten Komödie zu unterrichten. Sie warfen das Wort »Theaterlandeskommission« in die Debatte und überließen es dem Publikum, sich über seine Bedeutung klar zu werden. Und das Publikum ging mit dem Eindruck nach Hause, jene Theaterlandeskommission sei ein zum Schutz einer gewinnsüchtigen Librettistenclique geschaffenes Departement der niederösterreichischen Statthalterei. Wie es kam, daß dieser Eindruck schließlich auch die richtige Beurteilung der Komödie enthielt, will ich in raschen Zügen zu erklären versuchen.

Anfang Juni erwachte die sogenannte Theaterlandeskommission aus ihrem Schlafe, der nicht einen, sondern recht viele Winter gedauert hatte. Die ältesten Theaterbesucher erinnerten sich ihrer Existenz nur aus jenen Tagen, da sie nach den Bränden des Ring— und Stadttheaters zur nachträglichen Beruhigung des Publikums in flüchtigen Sitzungen zusammengetreten war. Ein Theater nach dem andern brannte ab, aber wir hatten die Genugtuung, daß nicht nur »Alles gerettet«, sondern auch die Theaterlandeskommission unversehrt erhalten war. Seit Jahrzehnten beschäftigt sie sich damit, für die noch nicht von einer Katastrophe ereilten Theater Wiens bauliche Adaptierun-

gen zu »verlangen«. Und in diesem oft geäußerten, nie gestillten Verlangen ward sie fast sentimental. Nie hat sie sich — sie ist ja eine österreichische Behörde — bis zu jener seelischen Höhe verstiegen, die man Energie nennt, und wenn sie eines Morgens aus den Zeitungen von einem großen Feuerbrand erfahren hätte, der an der Wien oder in der Praterstraße gewütet, so hätte sie erstaunt gerufen:

»Seht ihr, ich habe es immer prophezeit«, und wäre mit der heimlichen Sehnsucht nach baulichen Adaptierungen wieder eingeschlafen. Neulich erfuhr sie, daß zwei der ältesten Wiener Theatergebäude ihre Besitzer wechseln sollen. Herrn v. Jauner, den Branddirektor, hatte sie im Carltheater, Frl. v. Schönerer im Theater an der Wien wirtschaften und abwirtschaften lassen. Pietätvoll hatte sie jenem, dessen Brandroutine ihrem Laienurteil zweifellos überlegen war, nachsichtig hatte sie der Direktrice, die wohl hohe Protektion besaß, nicht ins Handwerk pfuschen wollen. Und in der Tat: — künstlerisch und finanziell waren die beiden Theater zusammengekracht, die morschen Gebäude standen. Nun ward ein Wechsel der Besitzer angekündigt; es wäre die Zeit gewesen, artig und in Ruhe »bauliche Adaptierungen zu verlangen«. Statt dessen ließ unsere vortreffliche Kommission die neuen Männer alle Vorbereitungen für die neue feuergefährliche Ära treffen, alle Engagements abschließen und das Publikum mit verheißungsvollen Zeitungsnotizen verlocken. Als aber die neuen Schauspieler sich den neuen Direktoren, diese sich den neuen Eigentümern verpflichtet und alle Brücken für ein künstlerisches und materielles Fortkommen hinter sich abgebrochen hatten, begann sich die Theaterlandeskommission mit einem Male zu räkeln, rieb sich den Schlaf von Jahrzehnten aus den Augen und schrie den vor Schreck erstarrten Theaterleuten die Frage entgegen, warum man sie nicht früher geweckt habe. Der Wunsch, alles Versäumte nachzuholen, gab ihr die lange vermißte Energie wieder, und mit Stentorstimme sprach sie das Verlangen nach baulichen Adaptierungen aus.

Diesmal forderte sie, und so dezidiert, daß alles, was in Wien an Theaterfragen interessiert ist, mit Zittern und Bangen der kommenden Saison entgegensah. Man begann nämlich die Theaterlandeskommission ernst zu nehmen. Die Vernünftigen freuten sich der neuen Tatkraft und fanden es ganz natürlich, daß eine Behörde, wenn auch spät genug, Maßnahmen für die körperliche Sicherheit des Theaterpublikums zu treffen gewillt ist. »Niederreißen!« — zu dieser Parole hat sich längst die Pietät für die zwei altberüchtigten Menschenfallen: Carltheater und Theater an der Wien bekehrt. Wer je mit Schauern daran gedacht hat, daß die alten Operettenschätze durch den Einbruch jener Horde von tantiemengierigen Redakteuren verwüstet wurden, der hat auch mit Schauern an die Möglichkeit gedacht, beim Anhören eines Librettos von Landesberg oder Stein und einer Melodie von Weinberger des gräßlichen Feuertodes zu sterben. Offenbachs reizvolle »Hoffmanns Erzählungen«, bei deren zweiter Darstellung das Ringtheater in Flammen aufging, wurden in Wien seit jenem Abende nicht mehr gespielt. Wollten wir's so weit kommen lassen, daß der Theateraberglaube uns auch die Werke unserer Bauer, Leon, Buchbinder und Landesberg entrückt? Die Kommission stellte Bedingungen, deren Erfüllung mit dem Niederreißen der alten Gebäude identisch war. Bis zum Aufbau der neuen konnte sich die Operette erholen. Längst war ein autoritativer Befehl herbeizuwünschen, der die Produktion etwa mit dem Jahre 1885 abschlosse und das Anfertigen von Libretti in Wiener Redaktionen bei Strafe der Ausweisung des Autors in die jeweilige ungarische Heimatsgemeinde verböte. Nun waren's die Einsichtigen zufrieden, daß die Reform der Vorstadtbühne wenigstens vom Architekten angebahnt werden sollte. Was aber

taten die Operettenjobber? *Wenn* das Börsengebäude vor — der Demolierung stünde, die beteiligten Kreise würden den Markt in die benachbarten Kaffeehäuser verlegen. Unsere Librettisten *brauchen* ihr Haus. Und so gebärdeten sie sich, da der Wille der Kommission ruchbar wurde, wie eine Mutter, der man ihr Schmerzenskind entreißen will.

Da die Herren insgesamt in Redaktionen sitzen, so war die Stellung der liberalen Presse in diesem Kampf um einen von feindlicher Macht bedrängten »Platz« von vornherein gegeben. Die Theaterlandeskommission wurde ob ihrer bisherigen Lethargie belobt, ihr erster Versuch zur Tatkraft mit hohnvoller Empörung zurückgewiesen. Es war ein ganz merkwürdiges Schauspiel. Manchmal mußte man sich fragen, für *wen* da eigentlich gekämpft, in *wessen* Interesse diese gestäubten Federn geführt werden. Dienen sie den Wünschen des Publikums, das gläubig und in fast hypnotischer Verzückung jedem ihrer Züge folgt? Nein, denn dieses Publikum ist doch berufen, in den Theatern, deren Rekonstruktion sich die Journalistik tapfer widersetzt, zu verbrennen. Also verrichten sie Arbeit im privaten Wirkungskreise, indem sie schnöde Interessen des materiellen Eigennutzes vertreten? So muß es wohl sein. An der ununterbrochenen Existenz der beiden Theater haben ausschließlich die Parasiten ihrer Tantiemenkassen ein Interesse. Heuchlerisch verbrämen sie die selbstgesuchten, selbstsüchtigen Argumente mit jener ranzigen »Pietät« für die ehrwürdigen Kunststätten, die man nicht dem Verfall preisgeben dürfe. Aber was sonst hat den Verfall dieser ehrwürdigen Kunststätten — lange vor dem Wunsch der Theaterkommission — zur Tat gemacht, als dieses schuftige Kartell journalistischer Unterhändler, das von den Direktionen durch kritische Bedrohung jahraus jahrein die Annahme seiner elenden Stücke erpresste? Wer sonst, als diese klebrigen Coulissiers, die gestikulierend heute im Zwischengang des Parketts die Theaterkurse ausmachen und morgen vor der Rampe als beseligt lächelnde Autoren erscheinen? Die Leiterin des Theaters an der Wien hat, von dieser Bande vollständig ausgeraubt, in einer Anwendung von Ekel ihrem Amte entsagt. Herrn v. Jauner im Carltheater drückten die Herren eines Tages ihren Revolver in die Hand. So starb die Operette. Wenn jetzt die alten Mauern, hinter denen sie einst gelebt und Generationen erfreut, fallen sollen, so ist es wahrlich kein Anlaß, Trauer anzulegen.

Ich will zugunsten der Herren annehmen — und soweit sind sie sich auch ihrer Verantwortlichkeit bewußt —, daß nicht die bloße Aussicht auf eine Serie von Sensationsberichten für den Fall eines Theaterbrandes ihren Standpunkt in dieser Frage bestimmt hat. Der Wunsch nach Erhaltung zweier gefährlicher Ruinen ist — zur Ehre der Wortführer unserer öffentlichen Meinung sei es gesagt — lediglich dem Selbsterhaltungstrieb entsprungen. Wien könnte sich eine Zeitlang ohne Operettenbühne durchfretten, aber in dem Budget seiner kritischen Berater würde der entfallenden Post »Tantiemen« die — finanztechnisch gesprochen — »Bedeckung« fehlen. Das Publikum mag sehen, wie es bei ausbrechender Panik durch die engen Korridore des Theaters an der Wien ins Freie gelangt; — die Kritik hat auf ihren von allen Seiten freien Plätzen nichts zu fürchten ...

Aber wenn man so die unwürdigsten Schmierer für ehrwürdige Kunststätten, wenn man die Zerstörer aller Tradition für die Erhaltung eines Kunstgenres sich ereifern sah, so durfte man darum nicht glauben, daß sie bloß in eigener Sache die Feder führten. Auch die Kapitalistenkonsortien, die an der kostenlosen Übernahme der beiden Bühnen interessiert sind, mußten jeden Auftrag der Theaterkommission als einen argen Strich durch die eben abgeschlossene Rechnung empfinden. Und wann hätte sich unsere Presse geweigert, den Wünschen einer kapitalkräftigen Gruppe, deren Interessen zum

Überfluß noch den eigenen parallel liefern, als Sprachrohr zu dienen? Eine der beiden alten Bühnen — oh über die dreimalig geheiligte Tradition eines Kunstgenres! — geht in den Besitz des Prager Kattundruckers Kubinzky und jenes Herrn Simon über, der einst in Prag Holzhändler war und nun mit der alten Sehnsucht nach Brennmaterial sich für das Theater an der Wien zu interessieren begann. Hier gab's mit Aussicht auf ein gutes Trinkgeld gerechte Ansprüche zu vertreten, und Herr Julius Bauer, dem die Aufführungsmöglichkeit seiner jährlichen Operette — da gibt's gar nichts zu lachen! — eine ernste Lebensfrage bedeutet, ging mit gutem Beispiel voran, indem er Herrn Simon als »Wiener Patrizier« lancierte.

Mit jenem gewissen Geschrei, das bei uns von altersher unbotmäßige Behörden einschüchtert und das an einem unseligen Tage auch die Aufhebung des Zeitungsstempels durchgesetzt hat, stürzte sich die Rotte der für ihre Domänen besorgten Merkantilliteraten und Buchmacher auf die Theaterkommission, und wie sonst oft in Fragen des öffentlichen Interesses, so konnte man auch diesmal die strammsten Antisemiten mit den prononziertesten Herren von der Schachergilde an einem Strang ziehen sehen. Das 'Deutsche Volksblatt', das als einziges Gegengewicht zu seinen verdächtigen Bankinsuraten eine verschwenderische Fülle von antikorruptionistischen Ausrufungszeichen hinter verdächtigen Eigennamen bietet, hat in der Frage des Advokatenwuchers den Herren, vom 'Barreau' treue Gefolgschaft geleistet. Und da es in der Theaterfrage zwischen einer Gefahr für das Leben der Wiener Theaterbesucher und einer für die Taschen der Herren Kubinzky (!) und Simon(!) zu wählen galt, hat sich das Blatt keinen Moment besonnen, welcher von beiden Gefahren im öffentlichen Interesse kräftiger zu wehren sei. In einem langen Artikel klagte es am 6. Juni über die Begehrlichkeit der Kommission, deren Verfügungen »einen Sturm des Unwillens« in Wiener Theaterkreisen erregt hätten, dem sich »eine gewisse Berechtigung« nicht absprechen ließe. Es sehe zwar selbst ein, daß die beiden Häuser »den idealen Anforderungen an ein modernes Theater nicht entsprechen«. Aber da die Kommission so viele Jahre untätig dem alten Schlendrian zugesehen, so dürfe sie sich jetzt nicht einer so »krassen Inkonsequenz« schuldig machen, und »wenn eine Frau die genügenden Garantien für die Sicherheit des Publikums im Theater an der Wien bot«, dann werde man jene »erst recht« in der Person eines ob seiner Energie bekannten männlichen Theaterleiters finden dürfen. Zum Schlusse bittet der wackere Antikorruptionist »um Rücksicht auf die *wirtschaftlichen Interessen* der Männer, die es gewagt haben, in den beiden fraglichen Theatern Wiens zwei Kunstinstitute erhalten zu wollen«, also vor allem der Herren Kubinzky (!) und Simon (!). Und da hat man noch befürchtet, die Antisemiten würden für die Niederreißung der alten Häuser Stimmung machen, um die Chancen des Jubiläumstheaters und noch zu gründender christlicher Bühnen zu steigern. Daß unser Blatt ein »Volksblatt« ist, glaube ich bewiesen zu haben; daß es »deutsch« geschrieben ist, mögen Wendungen wie »der Erlaß der Theaterkommission, mittelst welchem« und »nach dem Bau eines eisernen Dachstuhles dringen« beweisen. Andere Antisemitenblätter, die die Wiener Theaterfrage, bevor sie eine brennende ward, in richtigerem Sinne zu lösen wußten, unterließen es leider, die christlichsoziale Parteileitung nach dieser Probe auf die Gefahren und Mißdeutungen aufmerksam zu machen, denen sie bei einer ferneren publizistischen Vertretung durch das 'Deutsche Volksblatt' fraglos ausgesetzt wäre, unterließen es, eine entschiedene Desavouierung des Blattes durch eine Gemeinderatsdebatte anzuregen.

Die Theaterbehörde hatte Feuerlärm geschlagen. Daß es ein blinder war, hat kein Kenner der beiden Örtlichkeiten, wofern er nur uninteressiert

und aufrichtig ist, zu behaupten gewagt. Aber daß es Lahme waren, die das Signal gegeben, sollte sich nur zu bald erweisen. Ich hatte keinen Moment an die Entschlossenheit dieser Kommission geglaubt, nur an ihre Ungeschicklichkeit, die sie voreilig Befehle aussprechen ließ, deren Ignorierung sie nachträglich kompromittieren muß. Die ganze Energie war nichts als — Theaterfeuer, und die Interessentengruppen haben einen Erfolg aufzuweisen, der sie selbst noch mehr überraschen dürfte, als jene, die so naiv waren, einer Theateraufsichtsbehörde Sorge für die körperliche Sicherheit der Theaterbesucher zuzumuten. Jetzt sehen wir, daß sie nicht dazu erschaffen ward, das Gefühl der Sicherheit zu mehren, sondern: ein Gefühl der Unsicherheit zu erzeugen. Daß das Carltheater und das Theater an der Wien lebensgefährliche Orte sind, haben bisher so manche schon gefühlt, aber sie konnten nichts dagegen tun. Klar ausgesprochen hat es erst die löbliche Theaterkommission, die — auch nichts dagegen tut. Ein beschämenderes Schauspiel ward seit langem nicht der Öffentlichkeit geboten, und weit mehr als die kecke Resolution eines Stadtrates in Sachen Heine könnte uns das zage Zurückweichen einer Landesbehörde vor dem Gekläff einer feilen Presse und vor den Wünschen etlicher einflußreicher Geldmänner im »Ausland« kompromittieren.

Eine Behörde hat die Öffentlichkeit alarmiert, indem sie unter fachmännischem Beirate den Zustand zweier großer Schauspielhäuser als eminent sicherheitsgefährlich bezeichnete und den vollständigen Umbau als die einzige Bedingung der Spielerlaubnis gelten lassen wollte. Auch die Opernredouten konnten durch zwanzig Jahre »anstandslos« abgehalten werden; als aber irgend ein bis dahin unbekannter Architekt im Wege der Zeitung auf ihre Gefährlichkeit hinwies, zögerte das Hofamt nicht, die Faschingsfreuden ein für allemal aus den geräumigen Hallen des Operngebäudes zu verbannen. Jetzt hat eine Staatsbehörde ihr Machtwort gesprochen, und sie steht nicht an, es sofort zurückzuziehen, da sich die Herren Kubinzky und Simon ungehalten zeigen und die Herren Bauer und Landesberg eine Schmälerung ihres jährlichen Einkommens befürchten. Etliche geringfügige »Adaptierungen«, die von den Besitzern großmütig zugestanden werden, sollen der Landesbehörde die Schmach völliger Demütigung ersparen, sollen das Publikum über die nun einmal ins Land gerufene Gefahr beruhigen. Es gibt indes nur einen Ausweg: Das Publikum wird die beiden Stätten, die mit amtlicher Genehmigung wieder ehrwürdig sein dürfen, meiden, so daß die Möglichkeit einer Panik auf das von der Behörde gewünschte Minimum reduziert sein wird.



## EINE TAUSSIG—BAHN

Von einem Fachmann erhalte ich die folgenden Mitteilungen:

Die Zustände auf den Strecken der *Staatseisenbahngesellschaft* sind nicht minder lebensgefährliche als auf der famosen Südbahn. Bei einer Begehung gewisser Streckenteile, die ich kürzlich vornahm, konnte ich mich von dem grenzenlosen Leichtsinn überzeugen, den die maßgebenden Organe der Staatseisenbahngesell-

schaft in Ausübung ihres Berufes walten lassen. Ein verwerfliches Sparsystem (das seinen Zweck verfehlt, weil es nur an den untersten Bediensteten zur Anwendung kommt, während man gewissen Nichtstuern, die Herr Taussig an seine Krippe gestellt, das Leben versüßt) hat es mit sich gebracht, daß der *Oberbau der Strecke Wien—Brünn* in einem Zustande ist, der nach fachmännischer Ansicht die Sicherheit der Passagiere und des Fahrpersonals arg gefährdet.

Es sind zum großen Teile *vermorschte Holzschwellen*, auf denen die Schienen ruhen. Zudem sind diese nicht genügend fest gebettet, — wovon man sich an besten überzeugen kann, wenn man den Bahnkörper in dem Moment, da ein Zug darüber hinwegsaust, beobachtet: Es bietet sich der entsetzensvolle Anblick eines förmlich schwingenden Geleises; die vermorschten Schwellen ruhen auf der Unterlage des billigsten und schlechtesten Schotters und stöhnen — die Eisenbahner nennen dies »Stoßeufzer« — unter der Last der schweren Frachtzüge, die den Großen der Staatseisenbahngesellschaft so reichen Segen bringen. Nach fachmännischer Ansicht ist es geradezu ein Wunder, daß auf der Strecke Wien—Brünn Entgleisungen nicht an der Tagesordnung sind. Die Ingenieure und untergeordneten technischen Beamten wissen natürlich ganz genau, daß der größte Teil der Holzschwellen durch neue ersetzt werden müßte; allein sie wagen dies schon gar nicht mehr zu beantragen, weil sie wissen, wie wenig Aussicht vorhanden ist, sich mit solchen Anträgen bei den maßgebenden Herren vom Schwarzenbergplatz, denen die geschilderten Zustände seit Langem bekannt sind, beliebt zu machen.

Außerdem herrscht auf jener Strecke ein solcher Mangel an Oberbauarbeitern, daß es den technischen Beamten selbst für den Fall, daß die Gesellschaft mit dem Material nicht geizen würde, unmöglich wäre, auch nur die allerdringendsten Arbeiten durchzuführen. Auch an diesem Arbeitermangel trägt die Schmutzigkeit und Profitgier der Taussig—Gesellschaft Schuld. Achtzig Kreuzer per Tag wagt man einem Oberbauarbeiter für die unsäglich schwere Arbeit zu bieten. Alle Vorstellungen der Bahnmeister, den Lohn dieser armen Teufel zu erhöhen, begegneten tauben Ohren. Selbstverständlich traten gerade die tüchtigsten Arbeiter aus. Ein Zug, findet bei diesem Schandlohn auch nicht statt, und die wichtigsten Streckenarbeiten bleiben zum Schaden des reisenden Publikums ungetan. Was die saubere Gesellschaft den armen Arbeitern entzieht, schantzt sie einigen von Taussig ihrer Gefügigkeit halber protegierten Oberbeamten zu. Ein kleines Beispiel: Da meldet ein Bahnmeister dem Streckenchef, daß einzelne Holzschwellen seiner Strecke unbedingt ausgewechselt werden müssen. Der Streckenchef meldet dies nach Wien. Er muß eben dem Drängen des Bahnmeisters, der für den Fall eines Unglücks jede Verantwortung ablehnt, Rechnung tragen. Nach vielem Ach und Weh kommt endlich von Wien ein Oberbeamter und besichtigt die schadhafte Schwellen; nur wenn sie schon ganz vermorscht sind, bewilligt er die Auswechslung. Da nützen alle Einwendungen des Bahnmeisters nichts: — *halbverfaulte* Schwellen müssen liegen bleiben. Geschieht aber ein Unglück, so lehnt der Herr Oberinspektor die Verantwortung ab, wälzt sie auf die Schultern des

Bahnmeisters, obwohl dieser pflichtgemäß auf Ausbesserung der schadhafte Stellen bestand. Der Bahnmeister ist in jedem Fall der Prügeljunge. Von 20 beanstandeten Schwellen werden zwei ausgewechselt. Diese repräsentieren einen Wert von 16 Kreuzern per Stück. Bei 20 Schwellen würde es sich also um 3 fl. 20 kr. handeln. Um diesen kleinen Betrag zu ersparen, schickt man einen Oberbeamten, der vom Oberbau keinen blauen Dunst hat, an Ort und Stelle und gibt ihm — 9 fl. Diäten. So »sparen« die Herren vom Schwarzenbergplatz.

Ist es der Generaldirektion der Staatseisenbahngesellschaft bekannt, daß die Bahnmeister wegen Materialmangels gezwungen sind, bei schadhafte gewordenen Schienen nur den beanstandeten Teil der Schiene zu entfernen und durch ein neues Schienenstück zu ersetzen? Wissen die Herren vielleicht, daß dieses »Anstückeln« Achsen— und Federbrüche sowie Entgleisungen zur Folge haben kann? Ist es der k. k. Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen, der doch die staatliche Kontrolle über die Privatbahnen obliegt, bekannt, daß auf der Strecke Wien—Brünn (Sektion 1), »angestückelt« wird und daß das Geleise auf halbverfaulten und schlecht gebetteten Holzschwellen ruht? Weiß diese Behörde, daß täglich neue Meldungen von Maschinenführern und Bahnmeistern über den gefährlichen Zustand der bezeichneten Strecke einlaufen, ohne daß die Gesellschaft darangeht, dem Oberbau jene Sorgfalt zuzuwenden, auf die das reisende Publikum — das müssen auch die Beschützer des Herrn Taussig zugeben — immerhin einen gewissen Anspruch hat? Pflicht der k. k. Generalinspektion wäre es, die Staatseisenbahngesellschaft dazu zu zwingen. Oder werden bei uns wieder einmal erst dann »Erhebungen gepflogen«, wenn eine Katastrophe eingetreten ist, wenn, wie an den Ehrentagen der Südbahn, das Blut der Opfer solch verbrecherischen Leichtsinns zum Himmel schreit? Oder *kennen* vielleicht die Herren Inspektionsbeamten des Eisenbahnministeriums den verwahten Zustand der Strecke Wien—Brünn nicht? Es muß wohl so sein. Die Herren fahren I. Klasse von Wien nach Bodenbach, unterbrechen die Fahrt meist nur zum Zwecke des Übernachtsens, nehmen vielleicht ab und zu an einer Kommission teil, deren hauptsächlichste Aufgabe es ist, gut zu frühstücken und zwei bis drei Streckenchefs »anzuhören«, kehren dann befriedigt nach Wien zurück, reichen ein Reisepartikular ein und nennen das eine Inspektionsfahrt. Sonst kann, wenn einer eine Reise tut, er immerhin »was erzählen«; an einer Inspektionsreise wird das Sprichwort zu Schanden. Passiert dann zum höchsten Erstaunen der Herren einmal etwas, so muß irgend ein armer Weichenwächter die Sünden der Taussig und Konsorten büßen.

Also weniger Rücksicht für diese Leute, Herr v. Wittek, und etwas mehr für Ihre kapitalistenfeindliche Vergangenheit! Machen Sie sich doch einmal den Spaß, unangesagt die Strecke Wien—Wolkersdorf zu inspizieren — bis Bodenbach wollen wir Sie gar nicht bemühen —, stechen Sie versuchsweise — etwa bei Gerasdorf, wo zum Zeichen der Tätigkeit der technischen Sektion zwischen den Schienen bereits Unkraut fast so üppig wie Herr Taussig wuchert — mit Ihrem Spazierstock in eine der Schwellen, und Sie werden die Erkenntnis gewinnen, daß sowohl auf der Strecke wie im Ver-

waltungsrate der Staatseisenbahngesellschaft manches faul und daß es wieder einmal höchste Zeit ist, den Nutznießern der Privatbahnen energisch auf die morsche Schwelle ihres Gewissens zu treten.

\*

An dem Tage, da ich die vorstehenden Mitteilungen erhielt, las ich im volkswirtschaftlichen Teile des 'Neuen Wiener Tagblatt' von einem »ebenso geistvollen als formvollendeten Vortrag«, den der Direktor der Staatseisenbahngesellschaft, Hofrat Ritter v. *Grimburg*, kürzlich in Budapest gehalten hat. Der Herr sprach über — Eisenbahnunfälle. Bei der Staatseisenbahngesellschaft scheint dies die einzige Art zu sein, wie man ihnen vorbeugt: man hält über sie Vorträge. Beschwichtigungshofrat Grimburg verglich die Eisenbahnunfälle mit Krieg und Elementarereignissen, vor denen sie aber eine »Lichtseite« voraus haben: »*Die Menschenleben sind nicht ohne Nutzen für die Allgemeinheit verloren*«. Unter Allgemeinheit sind hier offenbar die Verwaltungsräte und Aktionäre der Staatseisenbahngesellschaft verstanden; anders läßt sich der tiefsinnige Spruch nicht deuten. Allerdings fügte Herr v. Grimburg erklärend hinzu, daß »nach jeder Katastrophe die *Technik*, die *Administration* und die *Gesetzgebung* gemeinsam an den Vorkehrungen arbeiten, welche geeignet erscheinen, eine Wiederholung derselben zu verhüten.« Nun, mit der Gesetzgebung gegen die Raubzüge der Privatbahnen sieht's bei uns noch recht windig aus. Auch daß die Technik je von Herrn Taussig herangezogen würde, ist nach den obigen Enthüllungen nicht zu erwarten. Blicke höchstens noch die Administration, nämlich die der Tagesblätter, die in der Tat nach jeder Katastrophe, aber auch vor jeder Generalversammlung an gewissen »Vorkehrungen« arbeitet. Daß man aber darum den Verlust von Menschenleben nicht bedauern soll, ist doch eine etwas übertriebene Forderung. Der Direktor der Taussig—Bahn bittet das verehrliche Publikum, ohne Mißtrauen in den Zug zu steigen; denn »die Gefahren der Eisenbahn sind im Vergleich mit den Gefahren, welchen wir im gewöhnlichen Leben auf Schritt und Tritt ausgesetzt sind, weitaus geringer, als es den Anschein hat«. Das ist ganz richtig; nur darin unterscheiden sich die Gefahren auf der Strecke zwischen Wien und Brünn von den Gefahren des »gewöhnlichen« Lebens, daß das Eisenbahnministerium die Übergriffe des Taussig mit Sequestration bestrafen kann, während es gegen die Übergriffe des Zufalls einfach machtlos ist. Die Behauptung des Herrn v. Grimburg, daß sich »bei Football, Golf und Lawn—tennis« mehr Unfälle ereignen als auf den Eisenbahnen, kann ich leider nicht nachprüfen; aber wenn ich selbst diese Möglichkeit gelten lasse, so kann ich mir doch nicht gut denken, daß sie einen hinreichenden Trost für die auf österreichischen Bahnen alljährlich Verunglückten bedeutet. Daß die Direktion der Staatseisenbahngesellschaft das Bahnfahren als einen *Sport* betrachtet, wird man gewiß mit Interesse vernehmen. Wie gefahrlos er ist, geht nach Herrn v. Grimburg aus der Tatsache hervor, daß »ein Mensch, wenn er sein ganzes Leben täglich 900 Kilometer zurücklegt, mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen hätte, 135 Jahre alt zu werden, bis er eine Verletzung erleidet, und ein wahres Methusalemalter von 730 Jahren zu erreichen, bevor er getötet würde. Herr v. Grimburg weiß freilich nicht, daß sein Chef Taussig ein — sagen wir — Methusalem werden wird, bevor er es erlebt, daß einer 900 Kilometer täglich auf der Strecke der Staatseisenbahngesellschaft zurücklegt. Zum Schlusse versichert der Vortragende, daß »ein Platz in der *ersten Klasse* eines Eisenbahnzuges in voller Fahrt verhältnismäßig der *sicherste* Platz sei, den man im Leben finden« kann. Das ist nun ganz gewiß nicht der Fall. In der ersten Klasse sitzt man doch neben Verwaltungsräten und jenen Finanzjour-



nalisten, die einen Vortrag des Herrn v. Grimburg »ebenso geistvoll als formvollendet« nennen ...

\* \* \*

**I**n einer Zeit, da der Finanzminister die letzten Groschen aus den Winkeln der Staatskassen hervorstöbert <sup>1</sup> und nicht mehr umhin kann, eine schwebende Schuld zu kontrahieren — so genannt, weil sie mangels jeglicher gesetzlichen Grundlage in der Luft schwebt —, mehren sich beständig die Versuche der größten Steuerträger, eine Herabminderung ihrer Leistungen an den Staat durchzusetzen. Immer wieder lesen wir, daß mit den geltenden Prinzipien der Besteuerung von Aktiengesellschaften gebrochen werden müsse; mit heiligem Pathos wird gefordert, daß der Staat seine Einnahmen schmälere, um die Dividende von Aktionären zu vergrößern, die doch die Aktien zu einem auf der Voraussetzung der gegenwärtigen Steuerleistung fußenden Kurse erwarben, denen also durch eine Minderbesteuerung ein reines Geschenk zugewendet würde. Aber nicht nur die Anwälte der Aktiengesellschaften klagen, auch die Vertreter der Großindustrie setzen Herrn v. Böhm—Bawerk hart zu. Sie fühlen sich durch unsere Steuerpraxis nicht nur geschädigt, sondern vor allem schwer beleidigt. Man glaubt den Steuerbekenntnissen der schönen Seelen hier— und dortamts nicht, man behandelt sie nach den Grundsätzen einer Steuermoral, die den zu erhöhen gebietet, der sich selbst erniedrigt. Von Steuermoral haben aber die Herren vom Bunde österreichischer Industrieller ganz besondere Ansichten, die sie wohl nur aus Bescheidenheit, aber sicherlich mit Unrecht vom einstigen Finanzminister Steinbach übernommen zu haben behaupten. Steinbach nämlich hat zwar der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß unter den neuen Steuergesetzen die Moral bei Abfassung der Fassionen ein nachdrücklicheres Wörtchen mitsprechen werde. Aber er hat nie geglaubt, daß der fehlerhafte Zirkel allsogleich beseitigt werden könne, nachdem die Steuerpflichtigen ihr Einkommen geringer angeben, weil die Behörde ja doch die Ziffern in den Fassionen erhöhen werde, und die Behörde wiederum die Ziffern erhöht, weil sie ja doch entsprechend verkleinert worden seien. Die Herren Industriellen mögen in dem Motivenberichte, mit dem Steinbach seinen Entwurf vorlegte, die Stelle nachlesen, in der es als »ein höchst gefährlicher Optimismus« bezeichnet wird, »zu erwarten, daß die Bevölkerung sich von den langjährigen Traditionen, welche sich in Bezug auf ihr Verhalten bei Fassionen und Einschätzungen der Gewerbeerträge leider herausgebildet haben, wieder abkehren werde, falls« — ja falls nicht ein neues System der Erwerbsteuer eingeführt werde, das dann nicht eingeführt wurde. Und sicherlich wären die von Herrn Pastree geführten Industriellen die Letzten gewesen, denen Steinbach die Abkehr von den alten Traditionen zugetraut hätte. Aber auch Herr v. Böhm—Bawerk scheint nicht gewillt, die Behörden anzuweisen, sie mögen den Fassionen der Großindustriellen in Zukunft mehr Glauben schenken. Er deutete den Herren an, daß er ihre Steuermoral noch nicht genug gefestigt erachte, um sie vorzeitig schärferen Proben zu unterwerfen. Die Mitglieder der Deputation waren mit moralinsauren Gesichtern gekommen und zogen mit langen Nasen ab.

---

1 Geld in der Staatskasse? Kann man sich gar nicht vorstellen. Das »reiche« Deutschland hat heute (2013) eine Schuld von 2000 Milliarden €, nicht gerechnet die Garantien für südeuropäische Pleitestaaten. Schuster Vogt fand in der Köpenicker Stadtkasse wirklich **Geld** vor! Wer heute zu dergleichen den Mut aufbrächte, würde wohl weinend einen 5—Euro—Schein hineinlegen und sich leise entfernen.

Die Klagen der Aktiengesellschaften und der Großindustriellen, mögen sie auch noch so unbegründet sein, finden in der von ihnen bezahlten Presse natürlich ein lautes Echo. Verwirrt von solchem Lärm verabsäumt aber unsere Öffentlichkeit, ernsthaft der Frage nachzusinnen, was es mit der Steuermoral auf sich habe und ob sie durch die Handhabung des Gesetzes gefördert werde. Sind die Absichten des Gesetzgebers erfüllt worden? Die eine sicherlich, daß aus der Steuerreform — abgesehen vom natürlichen Wachstum der Steuern — keine Mehreinnahme für den Staatsschatz erzielt werden solle. Niemals war diese Absicht zu billigen; niemals hat man sich an falscherem Orte antifiskalistisch gezeigt. Ein Staat, der wenige Jahre später die Zuckersteuer erhöhen mußte, der Branntwein und bald wohl auch Bier neben der Staatssteuer drückenden Kronländersteuern unterwirft, hat wahrlich keinen Grund gehabt, in der direkten Besteuerung so ungewöhnlich zurückhaltend sich zu zeigen.

Noch zurückhaltender als der Staat sind aber seine braven Bürger. Sie sind größtenteils den Traditionen des österreichischen Steuerbekenners treu geblieben. Nicht minder treu sind auch die Steuerbeamten den Traditionen, die für die Prüfung aus Steuermoral wie auf allen Gebieten von altersher in Österreich bestehen. Man sollte meinen, daß es mit Hilfe der Vertrauensmänner, die von der Steuerbehörde »zur Vorbereitung der Veranlagung« einzuvernehmen, mit Hilfe der Sachverständigen, die von der Steuerbehörde zur »vorläufigen Prüfung« der Bekenntnisse heranzuziehen sind, und mit Hilfe der Kommissionen gelingen müsse, ein richtiges Bild der meisten Einkommensverhältnisse zu erhalten. Unsere Steuerbeamten brauchen aber außerdem noch Spitzel. Das Gesetz hat ihnen hier viel Freiheit gelassen. Es spricht von »Sachverständigen und Auskunftspersonen«, die, falls man nicht den Steuerpflichtigen selbst einvernehmen will, um Ergänzungen und Richtigstellungen anzugeben sind, ohne irgendwie zu bezeichnen, wer sich zur Auskunftsperson eigne. Da kalkulieren denn unsere Beamten so: Auskunftspersonen sind nicht sachverständige Personen: sonst wären sie doch nicht neben den Sachverständigen genannt. Es sind also Personen, die nicht auf Grund eines besonderen Verständnisses, sondern aus besonderen Gründen zu Auskünften bereit sein könnten; z. B., weil sie dem Steuerpflichtigen gern etwas »aufpelzen« möchten. Nun denkt der Beamte nach: Weiß ich jemanden, von dem ich annehmen könnte, er werde, ohne sachverständig zu sein, über N's Einkommensverhältnisse Auskunft geben wollen? M ist notorisch N's Feind. Laden wir also M vor; vielleicht ist etwas aus ihm herauszubringen.

Der Berufung zur Auskunfterteilung darf man sich, wofern man nicht eine Ordnungsstrafe riskieren will, »ohne genügenden Entschuldigungsgrund« nicht entziehen. Ich weiß nicht, wie viele von den Personen, die man zum Spitzeldienst heranziehen möchte, ihre notorisch gegnerische Stellung zu gewissen Leuten und zu den Dingen, die diese Leute vertreten, als genügenden Entschuldigungsgrund erachten, noch weniger, wie oft die Steuerbehörde solche Gründe anerkennt. Daß sie, was ihr ursprünglich ein Grund zur Einladung schien, unter Umständen auch als Entschuldigungsgrund für das Ausbleiben gelten läßt, habe ich ersehen, als ich vor mehreren Wochen auf folgendes Schreiben einfach nicht erwidert hatte:

ad Z: 624011900

An

Herrn Karl Kraus, Schriftsteller  
Wien,

1. Bezirk, Bauernmarkt Nr. 3

E: W: werden ersucht, behufs Abgabe eines Gutachtens über das Einkommen eines Redakteurs der 'Neuen Freien Presse' innerhalb 3 Tagen nach Zustellung dieses Dekretes hieramts Vormittags zwischen 9 — 12 Uhr zu erscheinen.

K. k. Steuer Administration  
für den XVIII. und XIX. Bezirk in Wien  
am 26. Mai 1900.  
gez.: *Umbauer.*

Ich habe der Aufforderung des Steueramtes keine Folge geleistet. Mag es sich, wenn es schon von den »Traditionen« nicht lassen kann, mit der Erkundigung um die Einkommensverhältnisse der Redakteure liberaler Blätter an deren antisemitische Gegner wenden und umgekehrt. Diese Herren sind in der Lage, genaue Auskünfte über einander zu erteilen. Ich aber verstehe mich zwar auf die Beurteilung der sachlichen und stilistischen Unsauberkeiten von beiden, nicht aber auf die Beurteilung der Höhe ihres Einkommens. Eines nur glaube ich im konkreten Falle der Steuerbehörde versichern zu können: daß sie auf falscher Fährte ist, wenn sie meint, bei einem Mitarbeiter der 'Neuen Freien Presse' sei viel zu holen. Die Redakteure von der Fichtegasse sind fast ausnahmslos elend bezahlt, dem absoluten Werte ihrer Leistungen, nicht jenem gemäß, den diese Leistungen für die Herausgeber bedeuten. Einzelne unter ihnen, nicht die unbedeutendsten, sind kaum in der Lage, von der Feder zu leben, und müssen sich schlecht und recht durch Spekulationen in Effekten und Realitäten ernähren. Für sie muß man Börseaner und Häuseragenten als Sachverständige einvernehmen, den anderen mag man ihre Angaben ohne weiters glauben.

Ich sage, das Steueramt sucht an falscher Stelle. Aber — wie's im Kinderspiel heißt —: es brandelt! Einen Schritt weiter — er führt vom Lächerlichen zum Erhabenen, von den Tintenkulis der Herren Bacher und Benedikt zu diesen selbst —, und die Mühe des Suchens wird reichlich gelohnt werden. Das Steueramt denke vor allem daran, daß die Artikel und Notizen des 'Economist' »zu Spekulationszwecken abgeschlossene Geschäfte« sind, deren Gewinn »auch bei solchen Steuerpflichtigen, welche nicht zu den Handels— und Gewerbetreibenden gehören, ... nach den für das Einkommen aus Handel und Gewerbe maßgebenden Grundsätzen zu berechnen« ist. Das Steueramt fordere Aufklärung darüber, unter welchem Titel die Herren Bacher und Benedikt ihre Pauschalienbezüge einbekennen. Es prüfe weiters genauestens die Post »Gewinn aus der Stempeldefraudation«. Und dies ist das Moment, betreffs dessen ich der Behörde gern meinen Beistand zusage. Die Gewinne des 'Economist' mag ein geriebener Börseaner abschätzen; dem Profit aus der Defraudation des Zeitungsstempels habe ich in der 'Fackel' wiederholt nachgerechnet. Mich persönlich darüber nochmals einzuvernehmen, tut nicht not. Das Amt mag sich die Nummern der 'Fackel' beschaffen, die die Frage erörtert haben. Auf diese Art soll mich's freuen, ihm nicht als Angeber, aber als Ankläger dienen zu können. In verschwiegener Amtsstube aber sage ich nicht aus. Weil unser öffentlicher und mündlicher Strafprozeß die Popularklage nicht kennt, habe ich ja zum Zwecke der *öffentlichen, schriftlichen Popularklage* die 'Fackel' gegründet. Und heute sind bereits die Herausgeber der 'Neuen Freien Presse' wegen nachgewiesener gewohnheitsmäßiger Verübung der schwersten moralischen Delikte zur Strafe des moralischen Todes verurteilt. Will die Steuerbehörde zu dieser Strafe noch eine Geldbuße fügen, jeden Rechtschaffenen wird's freuen,

## Kleine Parteienachrichten der österreichischen Sozialdemokratie

[*Allgemeine Zustimmung*] in den Kreisen der Parteibeamten findet der kürzlich von der 'Arbeiter—Zeitung' geübte Vorgang, neben einem seitenlangen Inserate einer Aktiengesellschaft in derselben Nummer einen heftigen Angriff auf die nämliche Gesellschaft zu publizieren. Man weist mit Recht darauf hin, daß in dem beregten Falle einerseits jene Proletarier, die in Diensten der *Südbahn* ihre Knochen riskieren, durch den redaktionellen Angriff, andererseits aber auch jene Proletarier, die größere Posten 4%iger Schuldverschreibungen der k. k. priv. Südbahngesellschaft zum Preise von 500 Francs das Stück zu erwerben wünschen, durch das seitenlange Inserat in ihren respektiven Interessen bestens geschützt werden. — Redaktion und Administration der 'Arbeiter—Zeitung' bleiben wie bisher durch eine Verbindungstüre getrennt.

\*

[*Aufsehen*] erregt haben seinerzeit die Artikel der 'Arbeiter—Zeitung' über die »Mordschiffe der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft« durch die Kühnheit ihrer Sprache. Seit damals — Herbst 1898 — erscheinen statt der »Mordschiffe« in kleinen Intervallen »Mordsinserate« der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft. Die Wiener Proletarier, die schon längst genau wissen wollten, wann man eigentlich von Galatz nach Rustschuk fahren kann, können sich nun allwöchentlich aus ihrer Zeitung den notwendigen Aufschluß verschaffen, Die »Mordschiffe« werden allerdings nicht mehr angegriffen; sie sind zwei Jahre älter geworden, und das Alter muss man ehren.

\*

[*Klassenkampf*] Gegenüber verschiedenen gegenteiligen Ausstreunungen, wonach sich die Sozialdemokratie mit der Bourgeoisie in einem sogenannten Klassenkampf befinde, weist Genosse Austerlitz in einem seiner letzten, feinpointierten Artikel überzeugend nach, daß es die Hauptaufgabe des revolutionären Proletariates in Österreich sei, die deutsche und die tschechische Bourgeoisie endgültig miteinander zu versöhnen.

\*

[*»Es ist erreicht!«*] Nach Aufhebung des Zeitungsstempels konnte die 'Arbeiter—Zeitung' endlich »ausgestaltet« werden. Bemerkenswert unter den Neuerungen ist die namentlich von den Genossen des I. und II. Bezirkes freudig begrüßte Einführung des täglich erscheinenden *Kurszettels der Wiener Börse*.

†



## Raimund, Beethoven und die Administration

Ein Leser übermittelt mir ein wertvolles, heute zehn Jahre altes Dokument. Es ist der 'Oesterr.—ungar. Buchhändler—Correspondenz' (Nr. 23, 7. Juni 1890), einem nur unter Verlegern verbreiteten Blatte, entnommen. Herr A. Einsle bespricht seine Entdeckung der Originalmanuskripte Ferdinand Raimund's und sagt dann wörtlich folgendes:

»Ich schrieb der Redaktion der 'Neuen Freien Presse', teilte mit, welchen wertvollen Fund ich gemacht habe, und bat im Interesse der literarischen Welt um eine Notiz im redaktionellen Teil. Die Antwort war eine sehr kühle und lakonische: *Wenden Sie sich an unsere Administration.*

Also um Österreichs Literarhistoriker darauf aufmerksam zu machen, daß die Originalhandschriften Raimunds gefunden, sollte ich Reklame bezahlen wie für neu entdecktes Wanzenpulver!

Ich schämte mich für die ganze Journalistik.«

\*

»Seit drei Jahren breitet sich dort Dr. Lantins großartige Heilanstalt aus, die wohl einzig sein dürfte in der Vollständigkeit ihrer Ausrüstung. Keine Sorte von Kunstbad oder natürlichem Bad, die hier nicht zu bekommen wäre. Mechano—Therapie, oder wie diese wohltätige Gesundheitsfolter heißt, im Überfluß. Hier kann jeder nach seiner Fasson kränklich sein und nach hundert Methoden kuriert werden.« Herrrrreinspaziert, meine Herrschaften!

Diese wirksam stilisierte Annonce war am 1. Juli in einem Feuilleton über Beethoven in der 'Neuen Freien Presse' zu lesen. Wenn man sich, um etwas für Raimund bei der 'Neuen Freien Presse' durchzusetzen, »an die Administration wenden« muß, so ist's weiter nicht verwunderlich, daß eine Erinnerung an Beethoven mit einer Reklame für eine Kaltwasserheilanstalt zu einem Feuilleton verwoben wird. Der organische Zusammenhang wird einfach hergestellt, indem ein veraltetes Ohrenleiden Beethovens und dessen Heilungsmöglichkeiten in der neuen Anstalt des Herrn Dr. Lantin scherzhaft besprochen werden. Bemerkenswert an der Sache ist, daß der Verfasser des von Beethoven sachte zu Lantin hinübergleitenden Feuilletons Hugo *Wittmann* heißt. Es ist traurig, wie selbst feinfühligere und begabte Schriftsteller, wenn sie an der Sphäre der 'Neuen Freien Presse' »lang gesogen« haben, herabkommen. Persönlich hat doch Herr Wittmann von der ganzen Sache nichts als ein paar kalte Abreibungen; aber willig leiht er seine Literatenfeder, um die Beziehungen zwischen einer inserierenden Kuranstalt und einer Administration zu festigen.

\*

Der im Sommer an erste politische Stelle gerückte Börsenwöchner hat an die Vermählung des Erzherzogs Ferdinand seine besten Gefühle verschwendet. »Die Gemahlin des Erzherzogs«, schreibt er am 26. Juni, »wird niemals Kaiserin werden, aber im natürlichen Gang des menschlichen Lebens einst die Gattin eines Kaisers sein und die Rechte haben, die Niemand einer Frau entziehen kann, sich in die Sorgen des Mannes hineinzudenken. — — Die Gräfin Sophie Chotek wird niemals eine Krone aufs Haar setzen, aber die Dornen wird sie empfinden, denn nichts kann ihr fremd bleiben, was ihren Mann bedrückt. — — Die Vorstellung entbehrt nicht einer gewissen Anmut, daß der künftige Kaiser, wenn er seine Arbeits— und Empfangszimmer verläßt, in Räume kommt, wo er gleichsam Privatmann wird, zu einer morganatischen Gattin und morganatischen Kindern.« Der Herr, der sich einzig dafür interessieren sollte, ob es auch Pauschalien »zur linken Hand« gibt, ist ganz und gar mit dem zukünftigen Eheleben des Erzherzogs beschäftigt. »Töne hat er gefunden« — man wäre versucht, in seinem Jargon auszurufen: Hat der Mann Sorgen! Dennoch schlägt immer wieder die merkantile Lebensanschauung durch. Nicht daß, wie andere ehrsame Schmöcke beteuern, »die Liebe die Politik besiegt hat«, geht ihm vor allem nahe. Aber daß überhaupt noch »aus Liebe« geheiratet wird, ist etwas, worüber er einfach nicht hinwegkommt. Für dergleichen hat »das Volk« Interesse, das »für solche romanti-

sche Züge seit jeher Vorliebe und Verständnis« besitzt — erklärt er am 25. Juni und wiederholt dies tags darauf im Leitartikel. Wenn er statt »solche romantische Züge« »so ausgefallene Sachen« gesagt hätte, wäre auch sprachlich dem Geist, der aus den »Einheiraten« auf der letzten Seite der 'Neuen Freien Presse' spricht, Genüge geschehen. Daß der Vater des Erzherzogs vor Jahren einmal mit einem Verwandten der Gräfin Chotek in der Prager Landesausstellung zusammentraf, wird niemand weiter irritieren; es wäre auffallend, wenn Angehörige des Hochadels sich *nicht* persönlich kannten. Aber die 'Neue Freie Presse' erzählt uns umständlich alle Details der Begegnung und ruft verzückt aus: Und nun wird der Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig der Gemahl der Gräfin Chotek werden, für deren Familie sein Vater in der Prager Landesausstellung ein so lebhaftes Interesse bekundete! ... Im ersten Moment mag man versucht sein, diese Freude für eine Äußerung bloßen Schwachsinn zu halten. Dem ist aber nicht so. In den Kreisen der 'Neuen Freien Presse' wird es wirklich als eine seltsame Fügung des Schicksals angesehen, wenn der Vater des Bräutigams schon vor Jahren auf einer Geschäftsreise mit einem Verwandten der Braut zusammengetroffen ist, und noch lange Zeit bewahrt man im Familienkreise die Erinnerung an eine kostenlose Vermittlung.

\*

*Reichstadt* war jetzt der Brennpunkt der Schmockphantasie. Der Vertreter der 'Bohemia' konstatierte, daß der Erzherzog »Schlag 2 Uhr« mit seiner Gemahlin zu Wagen das Schloß verließ und daß der Hofzug — nicht zu verwechseln mit dem »Zug des Herzens«! — »Punkt 2 Uhr 10 Minuten« unter den brausenden Hochrufen der Menge abdampfte. In Leipa erfolgte die Durchfahrt um 3 Uhr nachmittags, aber schon »kurz nach halb 3 Uhr wurde das Signal zur Abfahrt« von Leipa gegeben. Nicht minder auffallend ist auch der rasche Toilettenwechsel der Neuvermählten, die auf ihrer Hochzeitsfahrt einen Ort schon vor ihrer Ankunft wieder verließen Während der Erzherzog bei der Abfahrt aus Reichstadt »die Generalsuniform« und seine Gemahlin »ein creme— und rotgestreiftes Schafwollkleid und runden, dunklen Hut mit roter, großer Elsaßmasche« trug, will der in Leipa stationierte Schmock eine halbe Stunde später den Erzherzog in der Oberst—Uniform seines Ulanen—Regimentes gesehen haben und versichert, daß seine Gemahlin »ein blau-graues gestreiftes Reisekleid und einen Strohhut mit schwarzen Federn« trug.

\* \* \*

#### UNIVERSITÄTSBUMMEL

(*Familiennachrichten.*) Hofrat *Vogl* hat sich für die Klarstellung seiner Wirksamkeit in der 'Fackel' gerächt und seinen Neffen Dr. *Mitlacher* zum Assistenten gemacht. — Prof. *Chiari*, Störcks Nachfolger, setzt alles daran, seinen Neffen Dr. *Hanszel* zu seinem Assistenten zu machen, wiewohl sonst nie ein Verheirateter Assistent werden darf.

\* \* \*

#### NEUE FREIE CHEMIE

»Der Brand im Hafen von Hoboken<sup>4</sup>, 3. Juli: »Das Feuer brach nach den letzten Schilderungen um frühen Nachmittage durch die Explosion eines *Kohlensäure* enthaltenden Gefäßes inmitten von Baumwollballen aus. *Die brennende Flüssigkeit* ergoß sich nach allen Seiten.«

## KIELMANSEGG—KRISE

Wechsel in der Statthalterei. Ursache: Wechsel in der Statthalterei.

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

*Zahlreichen Fragern.* Wie es möglich ist, daß eine den Tagesblättern wörtlich nachgedruckte Meldung in der 'Fackel' konfisziert werden konnte? Die den Wiener Aufenthalt Milans betreffende Notiz war der Rubrik »Hof— und Personalmachrichten« der 'Neuen Freien Presse' entnommen und OFFENBAR FALSCH. Aber erst, als er sie zum zweitenmale in der 'Fackel', las, erkannte der Staatsanwalt — wie ich nachträglich einsehe: Mit Recht —, daß es einer Majestätsbeleidigung gleichkomme, dem Monarchen jenen Schritt zuzumuten, den er der Meldung der Goluchowski—Presse nach getan haben sollte. Zu solcher Erkenntnis verhalf aber dem Staatsanwalt erst die Lektüre des Artikels, der der kleinen Notiz folgte. »Im Zusammenhalte« mit diesem Artikel — der Staatsanwalt, nicht ich, hat beides zusammengehalten — mußte, wie das Urteil des Preßgerichtes behauptet, die Notiz konfisziert werden. Ich vermag dieser Logik nicht zu folgen. »Zusammenhänge« können keiner Judicatur unterliegen, und schafft sie sich ein anderer zwischen den Dingen, die ich schreibe, so bin nicht ich verantwortlich, — mag auch der andere zufällig ein Staatsanwalt sein. Freilich, wer strafbare Zusammenhänge schafft, müßte gestraft werden, wenn er sie in Worten ausführte. Dies hat wohlweislich der Staatsanwalt nicht getan. Es scheint mir darum Übereifer zu sein, wenn er seine strafbaren GEDANKEN, die ihm bei der Lektüre der 'Fackel' kommen, konfisziert.

*Besorgter Vater.* Noch einmal: Herr Regierungsrat Sonndorfer hat das Glück, daß sich wegen der Lehrmethode an der Handelsakademie prinzipiell nur »Handelsschüler«, nie Handelsakademiker umbringen. Aber dies verdankt er doch wohl nur den Blättern selbst, nicht wie ich letzthin scherzhaft andeutete, der 'Correspondenz Wilhelm', durch deren Hände alle Selbstmordmeldungen gehen müssen. Ich hatte mir das — es war keine Behauptung, nur ein schönes Bild — so einfach ausgelegt ... Aber nun kommt der Herr kaiserliche Rat Wilhelm und zerstört den schönen Wahn. Der Herausgeber der jüngst mit der Lancierung der Eidesablegung des Erzherzogs Ferdinand betrauten Korrespondenz war so herablassend, sich in Sachen Sonndorfer persönlich an mich zu wenden. Herr Wilhelm versichert, daß er nie bei Selbstmorden von Handelsakademikern in einer Herrn Sonndorfer erwünschten Weise interveniert habe. Ein mir vorgelegtes Exemplar seiner Korrespondenz scheint dies zu bestätigen. Der Badener Selbstmord lag außerhalb des Gebietes seiner Recherchen. Für die zarte Rücksicht, die die Wiener Blätter der Handelsakademie angedeihen lassen, ist Herr Wilhelm nicht verantwortlich zu machen. Wenn ein Hörer des ersten Jahrganges dieser »Hochschule« sich nach seinem Tode in einen schlichten Handelsschüler verwandelt, so sind — jetzt wissen wir es also definitiv — an (und bei) der postumen Ausschulung die Wiener Redaktionen beteiligt.

M. W. Bitte einzusenden.

X. Daß das 'Deutsche Volksblatt' ein Feuilleton aus der 'Bohemia' nachdruckt, ist noch nicht das Schlimmste. Solange es bei Reproduktionen aus jüdenliberalen Blättern die QUELLE angibt, beweist es noch »Gesinnung«. Aber im Abendblatt vom 26. v. M. brachte das Blatt einen »Die Lage in Spanien« betitelten Leitartikel, der Wort für Wort aus der 'Münchener Allgemeinen' vom 24. abgeschrieben war.

*Fremder.* Nein. Nach den Theaterprogrammen der 'Wiener Allgemeinen' dürfen Sie sich nicht richten! Sonst geben Sie sich am Ende einmal der trügerischen Hoffnung hin, die Herren La Roche und Meixner im Burgtheater spielen zu sehen. Der Theaterzettel jenes Blattes läßt — Eingeweihte wissen das längst — Tote auferstehen, Pensionierte in voller Kraft mitwirken und Entlassene dem Verbands der Hofbühne nach wie vor angehören. Sie wohnen vor zwei Wochen einer Aufführung des graziösen Lustspiels »Schach dem König« bei und hofften, wenn's auch nicht mehr die allberühmte Vorstellung, die Sie vor zwanzig Jahren sahen, wäre, doch auf eine immerhin sehenswerte. Der Theaterzettel der 'Wiener Allgemeinen' versprach Ihnen Frau Hohenfels als Harriet, die pensionierten Herren Schöne und Rüden, Hartmann und Kraschel, die längst ihre Rollen abgegeben, den toten Müller, die verblichene Frau Bauer und etliche entlassene Mitglieder. Aber die Aufführung war eine klägliche, und Sie gelobten, sich den Genuß der schönen Burgtheaterzettel nie wieder durch den Besuch des Burgtheaters vergällen zu lassen.

*Leserin.* »Endlich entdecke ich« — schreiben Sie —

»eine Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen und mir; und ich bin dessen froh, denn zuviel Übereinstimmung wird auf die Dauer langweilig. Sie sind mit der Haltung unserer »freisinnigen« Presse in der Heine—Affäre nicht zufrieden, mir aber hat sie ganz gewaltig imponiert. Wie tief und ehrlich muß die Entrüstung Herrn Singers gewesen sein, wenn er den alten Haß gegen das feindliche Blatt vergaß und die 'Neue Freie Presse' gegen den stadträtlichen Vorwurf der lügenhaften Erfindung verteidigte! Und er wird glühende Kohlen auf die Häupter der Feinde in der Fichtegasse sammeln, wenn ein Vertreter des 'Neuen Wiener Tagblatt' Hand in Hand mit Berl Frischauer mit entsprechender Feierlichkeit einen Kranz auf Heines Grab niederlegen wird. Es wird ein erhebender Moment sein, wie es seit den schönen Tagen von Rennes <sup>1</sup> keinen gegeben hat. Unwillkürlich drängt sich mir ein Vergleich auf. Als vor nicht gar langer Zeit diese Herren der Stempeldefraudation beschuldigt wurden, da haben sie alle hübsch stillgeschwiegen und den Vorwurf des Diebstahls samt dem gestohlenen Gelde eingesteckt. Es war auch eine Art Schweiggeld. Anders verhält sich aber die Sache, wenn es sich um die höchsten Güter der Menschheit handelt. Weil einige Stadträte von Heine nicht mehr wissen, als daß er ein Jude war, tritt unsere liberale Presse in schöner Eintracht (sollte ich hier nicht lieber statt des deutschen ein Fremdwort gebrauchen?) für die Ehre des toten Dichters ein, in einem Stil, als ob Heine der kunstsinnige Oberst Picquart wäre und der Stadtrat sich gegen die Überreichung eines Ehrensäbels ausgesprochen hätte. Und DAS ist's, was mir gefällt. Daß Herr Frischauer eine Nachricht sandte, die sich hinterher als Produkt seiner Phantasie (das klingt doch viel schöner als »lügenhafte Erfindung« und

1 Der Dreyfus—Prozeß, dazu mehr in den Heften 7, 13 — 17 und die Aufsätze Wilhelm Liebknechts in den Heften 18, 19, 21, 42, 44



ist ganz dasselbe, nicht wahr?) herausstellte, können Sie ihm nicht ernstlich übelnehmen. Sind doch gerade Sie es gewesen, der die 'Neue Freie Presse' verspottet hat, weil ihr Korrespondent einst die Ermordung Carnots verschlief. Und da sich Herr Frischauer nun beeilte und etwas meldete, bevor es noch geschah, ist's Ihnen auch wieder nicht recht. Nein, diesmal kommen wir nicht zusammen!«

Trotz alledem merke ich auch hier eine Übereinstimmung. Es freut mich, daß Sie nicht Heine, sondern Frischauer zu verteidigen für nötig erachten, für den, wenn er noch öfter im Stadtrate verunglimpft werden sollte, eine Aktion der Wiener Freisinnigen — etwa zum Ankaufe einer französischen Grammatik — eingeleitet werden müßte. Was die Aktion für Heine betrifft, so weiß ich nicht, ob die Sammlung bereits abgeschlossen ist. Die ernstesten Männer, die jetzt mit »Heine—Marken« herumlaufen, haben jüngst die wertvolle Unterstützung einer freisinnigen Dame gefunden, die in der 'Neuen Freien Presse' bewegliche Klage darüber anstimmte, wie verschieden die verschiedenen Nationen ihre »großen Söhne« ehren. »Ich erinnere nur« — schrieb sie — »an das LEICHENBEGÄNGNIS Michael Munkacsys in Budapest; welche Pracht, welcher Pomp wurde da entfaltet! WAHRHAFTIG, ES IST BESSER, EIN UNGARISCHER MALER ALS EIN DEUTSCHER DICHTER ZU SEIN!« So wörtlich zu lesen in der 'Neuen Freien Presse' vom 5. Juli. Eine andere Dame, die's ebenso gut meinte, durfte neulich ein Feuilleton über ihren verstorbenen Bruder Emerich ROBERT schreiben. Es enthielt feierliche Sätze, wie: »Am Getreidemarkt schlug er sein Heim auf, welches er später mit der Nibelungengasse vertauschte« oder: »Er lebte für und mit seiner Kunst«. Schon vor einem Jahre ließ man die trauernde Schwester des Schauspielers ihre Klage um den toten Bruder vor die Öffentlichkeit bringen. Das Peinliche dieses Eingriffs ins Privat— und Familienleben, den sich die 'Neue Freie Presse' abermals erlaubt, wird kaum durch die Pietät des Feuilletonredakteurs gemildert, der die Stilblüten der armen Schwester wie den letzten Willen des toten Bruders respektiert. Um aber wieder zum Grabe Heines zurückzukehren, das jetzt von berufeneren Händen mit Stilblüten bestreut wird: Herr Noske und seine freisinnigen Mannen erlassen noch täglich Aufrufe. Als sich das Gerücht verbreitete, daß jener biedere Kämpfe eine Niederlegung plane, so hatte ich im ersten Moment geglaubt, es werde endlich ein MANDAT niedergelegt werden, und nun handelt sich's noch immer um einen Kranz auf Heines Grab. Herr Noske macht sich indes schon reisefertig, um nach Paris zu fahren und gemeinsam mit Frischauer die sinnige Ehrung zu vollziehen. Ich glaube nicht, daß sich Heine aus Kummer über die Resolution der Wiener Antisemiten im Grabe umgedreht hat, aber ich weiß, in welcher Lage er die Wiener Freisinnigen empfangen wird ...

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**  
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

